

„Station 1“ Der Zug fuhr in die Halle. Ein schlanker, hochgewachsener Mann stieg aus und rief nach einem Gepäckträger. Als er sah, daß die weni-

gen dienstbaren Geister beschäftigt waren, nahm er selbst seinen kleinen, eleganten Koffer nebst Plaid und Schirm in die Hand und ging durch das Bahnhofsgebäude nach der Seite hin, wo die Droschken standen.

„Alles noch wie damals. Hier wenigstens, auf dem Bahnhof, und soweit sein Blick reichte, hatte sich nichts verändert. Nichts, als er selbst. Das be-

wies ihm das Riechertennen der Leute, an denen er vorüberfuhr, und mit denen er doch vor Jahren so oft geplaudert hatte. Es gab nicht viel Abwech-

selung in dieser kleinen Stadt, besonders nicht für solche, die, wie er damals, mit jedem Pfennig rechnen mußten und sich nicht das geringste Vergnügen gönnen konnten. Diese pilger-

ten dann hinaus nach dem kleinen Bahnhof, um Menschen und etwas von dem draußen pulsierenden Leben zu sehen.

Unter diesen Menschen hatte auch er oft gestanden mit der Sehnsucht nach dem vollwertigen, gut ausgerichteten Leben im Herzen, mit dem Drang nach allem Schönen und Großen in der Seele, den weitestgehenden Plänen im Kopfe und eine Zukunft vor den Augen, die zu erreichen er sich stark und kräftig genug fühlte, trotz aller Sorgen, Noth und Enttäuschungen, in denen er lebte.

Er wollte noch einmal das niedrige Zimmer betreten, in dem er gekungert und gefortzen und trotzdem mit leuchtenden Augen und klopfenden Pulsen das erste Werk geschrieben, das ihn dann berühmt gemacht hatte.

Die Droschke hielt. Das Haus stand wirklich noch. Es hatte dieselbe schgraue Farbe von damals, die er nicht leiden mochte, weil es die Farbe seiner treuesten Begleiterin, der Sorge, war.

Er klingelte. Es wurde ihm geöffnet. Da stand seine Wirthin ganz wie in früherer Zeit; die Jahre schienen spurlos, wie so oft bei alten Leuten, an ihr vorübergegangen zu sein. Die Haare etwas weißer, der Rücken etwas runder, das war alles; sonst war es noch dasselbe freundliche Gesicht mit den guten Augen.

Sie sah den großen bärtigen Mann mit den melancholischen Augen erstaunt an. Noch mehr erstaunte sie, als er nach der Dachkammer fragte. Sie war zufällig vor wenigen Tagen frei geworden. Aber was wollte er, der vornehme Mann, damit?

„Ich möchte mir das Zimmer ansehen — für meinen Koffer.“  
„Nun ging sie voran, und er folgte. Als sie oben an der kleinen Treppe ankamen, die zu dem Stübchen hinaufführte, stieg die Erinnerung so heiß in ihm empor, daß er mit den Worten: „Die Stube ist wohl offen?“ die Frau zur Seite schob, rasch an ihr vorbeisprintete, in die Stube hinein.

„Ginnetreten, schob er den Riegel vor, er wollte — er mußte allein sein. ... Er sah sich im Zimmer um. Genau wie damals! Nichts hatte sich verändert. Dieselben Möbel und genau so aufgestellt wie zu seiner Zeit. Dasselbe Unthier von einem Schreibtisch, das die Wirthin auf seine Bitte bei einer Auktion erstanden, und an dem er tage- und nachtelang in fliegender Hast im Banne seiner Hoffnungen und Entwürfe gearbeitet hatte. Das war ein stummtes Wiedersehen nach zehn Jahren, das doch so Vieles sagte.

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. B. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 25. Oct. 1901

Jahrgang 22 No. 8.

Sie überlegte ... Nein, sie hatte nie einen Herrn gekannt mit solchem stätlichen Vollbart.

Er nahm die Brille ab und strich sich mit der Hand den Bart weg. Da stieg ihr die Erinnerung auf an einen blaffen, jungen Menschen, der ihr immer so leid gethan — und als er nun gar, ihren Ton nachahmend, rasonnirte:

„Aber erbarmen Sie sich, das geht ja nicht, zu nachtschlafender Zeit arbeiten in dem kalten Zimmer! ... Du liebes Gottchen, Sie machen sich ja ganz zu Schanden,“ da wußte sie auch, wer er war.

Sie schlug die Hände freudig zusammen und rief:  
„Sind Sie es denn wirklich, Herr Nagel? Und Sie thun mir alten Frau die Ehre an?“ — dabei kolkerten ihr auch schon die Thränen über die Wangen.

Die ehrliche Freude der braven Alten that ihm wohl. Nicht allzu oft im Leben war er auf echtes Gefühl gestoßen. Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Ja, ja, ja, ich bin's. Ich wollte gern noch einmal im Leben dieses Zimmers wiedersehen.“ Und ihr enttäuschtes Gesicht gewandend, setzte er schnell hinzu: „Und Sie natürlich auch, Frau Weller.“

Dann wollte er gehen, aber sie ließ ihn noch nicht los; erst mußte er ihr erzählen, von seinem Glück und wie alles gekommen sei. Und als er nun gar noch sagte, daß er hier, in diesem Zimmer, an diesem Schreibtisch den Grundstein zu seiner jetzigen Berühmtheit gelegt hatte, da strahlte Frau Weller's Gesicht vor Stolz und Freude.

Doctor Nagel sah nach der Uhr, er mußte eilen, sonst fuhr der Zug weg. Heimlich nahm er einen blauen Schein aus seiner Brieftasche, und ihn Frau Weller in die Hand drückend, bemerkte er lächelnd: „Alte Schulan, Frau Weller, herzlichen Dank, und Gott beholen!“

Langsam schlenderte er dem Bahnhof zu, nach rechts und links sehend. Lauter unbekanntem Menschen, die neugierig dem Fremden nachsahen; sie interessirten ihn nicht weiter. Er hatte sonst gar keine Anknüpfungspunkte mit dieser Stadt als das Stübchen und die Erinnerung an schwere Zeiten.

Waren sie wirklich so schwer gewesen? Hielt er jetzt das Glück? Sonderbar! Es dünkte ihm, als ob er vor zehn Jahren, trotz aller Sorgen und Entbehrungen, in der schmucklosen, dürftigen Dachkammer sich freier und glücklicher gefühlt hätte als heute. Die Augen hatte ihren verklärten Schimmer über die durchdachten Jahre geworfen.

## Das Schnupftuch.

Von Jose C. Hegarab.

„Jetzt, wo die Mutter fort ist, wollen wir ein bißchen mit einander plaudern. Was, Du bist schlfrig? Na, lange wird's ja nicht dauern, ich will ja doch nur über die Sache reden, die Du für morgen früh vorhast. Du hast gar nichts vor? Wirklich? Und das Duell mit Cheuca? Du siehst, ich weiß Alles. Aber so lange ich es verhindern kann, werde ich's thun. Ich bin fünfundsichtig Jahre, aber, ehe Du Dich mit Cheuca schienst, sollst Du mit mir zu thun haben. Komm' set' Dich her. Es ist also wahr? Wegen eines Weibes, wie die Rosalba? Eine Tänzerin! Und über's Schnupftuch wollt ihr Euch schreien? Geh, steh' mal auf, mein Junge. Dort die Kaffe, die bring' einmal her. Öffne sie, ja, denn meine Finger sind schon zu spröde dazu. Briefe! — Du lächelst. O nein, es sind keine Briefe, wie Du glaubst, die hab' ich alle verbrannt, das Du auf die Welt kamst. Du siehst auch, es ist eine Mannerschrift. Und da? Ein Schnupftuch. Sehr vergilbt schon, nicht wahr? Und ein Loch mittendurch. Ich will Dir die Geschichte dieses Schnupftuches erzählen. Du sitzt wie auf Kohlen. Du machtest fort und Dich legen. Thut nichts, Du bleibst hier und hörst zu.“

Was für ein Monogramm trägt das Schnupftuch? „J. B.“ Janohil. Juan Valbara, so hieß er, und von Juan Valbara sind alle Briefe hier, denn er war mein Freund, mein bester, der einzige, den ich jemals im Leben besah. Wir kannten uns von Kindesbeinen auf. Unsere kleinen Güter stiegen aneinander. Er war ein lieber, glücklicher Junge. Glücklicher als ich, in Allem. Beide Eltern lebten ihm, nur waren beide gestorben. Ich lebte nur bei meinem Onkel, der mich nicht verstand, der, weil ich am Reiten und Jagen und Hezen keine Freude hatte, mich ein Mädel schalt, und den ich fürchtete — statt ihn zu lieben. Juan Valbara war der einzige Umgang, den ich da hatte. Und eines Tages verlauf-

ten die Valbaras ihr Gut und zogen nach Madrid. Juan war glücklich, ich weinte über das Unglück.

Lach nur, ich komme gleich auf das, was Dich angeht. Ich wurde krank. Schwer krank. Man wollte einen Professor consultiren. So kam ich in die Stadt. Die Kur wird langwierig sein, sagte der Arzt, ich quarantirte mich also bei den Valbaras ein, die es nicht dulden wollten, daß ich anderswo wohne. Das war die glücklichste Zeit meines Lebens, bis — bis die Muraccia kam. La Muraccia, die berühmte Tänzerin, die die ganze Stadt verrückt nach ihr machte, die ganze Männerwelt, vom Könige an bis zum letzten Handwerker hinab. Es war ein Taumel, von dem auch ich ergriffen wurde, ebenso wie Valbara. Natürlich kümmerte sie sich um keinen von uns Beiden. Diefe Art Weiber kennen nur eines: Reichthümer, Diamanten und Draien. Wir waren nicht reich und nicht verberbt genug für so ein Weib. Aber sie amüfirte sich mit uns im Kreise ihrer Galane, denn je größer die Herde ihrer Anbetter war, um desto mehr Reclame machte es ja für sie. Oft und oft war unferne, Valbaras und meine Freundschaft die Zielscheibe des Spottes. Da, ohne daß wir es wußten, wettelte Einer mit der Muraccia um ein Paar topbarer Diamantentourons, daß es ihr nicht gelingen werde, unferne Freundschaft zu zerstören. Lachend nahm sie die Wette an. Denn es gab nichts, was sie um den Preis von Diamanten nicht gethan hatte, dieses Weib!

Zuerst versuchte sie Juan eifersüchtig auf mich zu machen, aber das glückte ihr nicht. Dann bedachte sie sich anders. Sie machte sich blüßlich an mich, that mir schön, fuhr mit mir aus, gab mir Hoffnung, meine Liebe erhört zu sehen, nein, mehr als erhört, wirklich erwidert, so daß ich vor Glück und vor Selbstliebe nicht wußte, was thun, da plötzlich war's aus und sie begann mit Valbara dasselbe Spiel.

Anfangs begriff ich es nicht. Ich ging zu ihr hin und wurde nicht vor gelassen und dann — fuhr sie mit Juan spazieren.

Ich war außer mir; wie gebrochen; und da sprach irgend Jemand über mich und Valbara und bebauerte mich und lachte. Ich war damals achtzehn Jahre alt, zum erstenmal verliebt, bedenklich mir mir's da, daß ich halb wahninnig wurde.

Ich ging wieder nach dem Hause der Muraccia. Sie war nicht da. Das thut nichts, ich warte. Stunden vergehen auf Stunden. Niemand kam. Aber ich warte weiter. Lange nach Mitternacht war's, da hielt ein Wagen vor dem Hause. Sie kam und Valbara mit ihr. Was ich da gefaßt, wie ich gedroht, was Alles geschehen, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß er mich auf einmal an dem Arme faßte wie mit einer eisernen Klammer und mich hinausjoh. Ich wehrte mich wie ein Verzweifelter, ich nannte ihn einen Schuft, einen Dieb, was weiß ich noch Alles. Er reagierte nicht. „Geh' nach Haus,“ sagte er. „Du bist nicht bei Sinnen.“ Das empörte mich nun erst recht. Ich hob meine Hand und gab ihm einen Schlag in's Gesicht. Und da, da faßte er mich, hielt mich fest, fest an den Armen, hob mich auf und trug mich buchstäblich die Treppe hinab und setzte mich vor die Thüre. Ich wagte nicht mehr, ich tobte nicht mehr, ich biß mir nur auf die Lippen und küßte einen tiefen Schmerz. Ich ging in's nächste Hotel. In Valbaras zurück konnte und durfte ich doch nicht mehr. Ich schrieb ihm, wo seine Zugen mich treffen könnten. Aber ich wartete umsonst. Er schickte sie nicht.

Da suchte ich ihn selbst auf. In Cafe. Er saß dort und spielte mit zweien seiner Freunde Karten. Ich trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er gesonnen sei, für den Schlag, den ich ihm in's Gesicht gegeben, Genugthuung zu fordern, ja oder nein. Er sah mich durchdringend an. „Ich weiß nichts von einem Schläge,“ sagte er dann. „Nicht?!“ Ich rief ich auf. „Nein, dann leugne auch diesen,“ und wieder schlug ich ihm mit geballter Faust in's Gesicht.

Tödtlich wurde er. Einen Augenblick schien es, als wollte er sich auf mich hüngen, aber er hielt an sich. Er verbeugte sich leicht und — „es ist aus,“ sagte er. „Sie werden von mir hören.“

Eine Stunde darauf waren seine Zugen bei mir. Ich nannte die meinen und verlanate von ihnen die denkbar schärfsten Bedingungen. Am nächsten Tage fand das Duell statt. Das spanische Duell, das Du kennst. Eine Pistole scharf, eine blind geladen. Schießen über das Schnupftuch. Mir war es recht. Ich wußte, ich würde fallen. Ich wußte, Valbara würde die scharfgeladene Pistole ziehen

und mich niederschießen. Er war ja immer der Glückliche.

Wir wählten, stellten uns auf und Valbara gab seinen Zugen sein Schnupftuch. Die Zugen hielten es aufgespannt zwischen uns. Beim Kommando „Drei!“ sollten wir durch's Schnupftuch durchschießen. Dasselbe Schnupftuch, das Du hier in der Hand hast. Das Kommando erscholl, der Schuß trachte und — Valbara, er, mein Freund, mein einziger, bester, liebster Freund, lag da, von einer Kugel getroffen.

Ich schrie laut auf vor Entsetzen und warf mich über ihn.  
„Juan! Juan!“ rief ich.  
Er öffnete mühsam die Augen, lächelte, brühte mir leise die Hand und starb.

Starr vor meiner Hand. Ich war sein Mörder. Und bis heute hab' ich den Schmerz nicht verwinden und nagt die bittere Reue an mir. O, er war doch der Glücklichere gewesen, denn er war gestorben. Gieb mir das Schnupftuch, armer Junge.

Wie? es ist leicht und Du hast geweint. O, dann ist Alles gut. Geh', geh' zu ihm hin, zu Deinem Freund Cheuca und bitte ihn, er soll Dir verzeihen, die Weiber sind es nicht werth, daß wir Männer Kopf, Herz und Leben um sie verlieren!“

Sein Sensationsartikel.  
Von M. E. Hoessel.

Der „alte Fred“ war in allen Zeitungsredaktionen New York's bekannt; seinen richtigen Namen wußte jedoch Niemand. Er kam immer zur ungünstigen Zeit, wenn der „City Editor“ am meisten beschäftigt war und die „Form“ bald geschlossen werden sollte. Er hatte stets einen „Sensationsartikel“ zu verkaufen, d. h. er allein nannte seine Sachen so. Er schrieb über Nichts als Finanzsachen; immer sah er eine Finanztrift vor aus. Er hatte ein erstaunliches Gedächtniß, wußte stets genau, wie viel Geld im Schahamt war, und konnte Wort für Wort die „Finanz-Revue“ citiren. Alles Andere interessirte ihn nicht, kaum las er die Ueberschriften eines sensationellen Nordberichts. Aber Berichte eines Banktrachs verschlang er.

In der Nacht nach dem sensationellen Johnson-Mord kam der „alte Fred“ in den Redaktionsaal einer Morgenzeitung und schlängelte sich an das Pult des City Editors heran. Mit dem unterwürfigen Wesen, das er sich infolge der traurigen Lage, in die ihn seine Verfeßtheit auf Artikel, die Niemand haben wollte, gebracht hatte, sprach er demüthig: „Herr Horst, entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber ich habe einen sensationellen Artikel hier über den Export des Goldes aus den —.“ Der City Editor fuhr auf: „Um's Himmelswillen, Fred, der spricht denn jetzt von Goldexport? Wir haben heute Nacht nicht einmal Zeit und Platz genug für den großen „Woodie“ Kapitän Tater's. Wir haben alle Hände voll mit dem Johnson-Mord zu thun.“

„Na, aber am 16. wurden von New York \$3,562,840 verschickt und —“  
„Das genügt, Herrgott, muß Ihnen der Kopf wehe thun, — all das Zeug drin zu behalten! Warum bringen Sie dies keiner Finanzzeitung?“  
„Wenn man kein Bankier ist, wird man da auch nicht beachtet.“  
„Adieu, Fred, ich habe keine Zeit. Finden Sie aus, wer Johnson ermordet hat und Sie sollen fürstlich bezahlt werden.“

„Ich bin kein Detektiv, Herr Horst.“  
„Schön. Adieu.“  
„Sie werden einmal froh sein, wenn Sie zuerst einen Sensationsartikel von mir bekommen.“  
„Hoffentlich Adieu jetzt.“  
Der alte Mann schlich betrübt davon, und nachdem er in anderen Redaktionen Aehnliches erlebt, ging er noch betrübter nach Hause. Er wohnte in einem elenden Loch in Pearl Street, das dürftig, möblirt war. Zeitungs-ausschnitte mit Zahlen bedeckten die Wände. Niedergeschlaen setzte er sich auf einen Stuhl mit halb zerbrochener Rücklehne, starr vor sich hin und begann zu schreiben. Zahlen auf Zahlen entkanden unter seiner Feder, ab und zu rief er „Großartig, großartig, und endlich murmelte er: „76 Millionen 940,640, — und doch wollen sie es nicht haben! Aber eines Tages werden sie einen Sensationsartikel von mir nehmen, und ich werde sie in Erstaunen setzen, aufrütteln, erschüttern!“

Einem Sonntags Abends kam der alte Fred wieder zu Horst.

„Hallo, Fred.“  
„Guten Abend, Mr. Horst, sind Sie sehr beschäftigt heute Abend?“

„Sonntags ist nie viel zu thun. Aber sagen Sie mir um Gotteswillen nichts über die Finanzlage des Landes. Dafür hab' ich keine Zeit.“  
„Aber ich habe etwas ganz Sensationelles für Montag. Wall Str.“  
„Um's Himmelswillen, Fred, fangen Sie nicht damit an. Betommen Sie denn das gar nicht satt? Sie können doch das nicht lange mehr fortreiben! Wissen Sie nicht, daß Wanderbildt erst neulich gesagt hat, daß ihn die Beschäftigung mit Zahlen, daß seine Millionen ihm melancholisch machen?“

„Mr. Horst, ich bin ein alter Mann, und Sie sollten keinen Scherz mit mir treiben. Gerade jetzt nicht, wo ich so niedergedrückt bin von etwas, das lange um mich als traurige Erinnerung in mir lebte und nun zur schweren Bürde geworden ist. Treiben Sie keinen Scherz mit mir.“

Horst sah den alten Mann voll Mitleid an. „Fred, so habe ich's ja nicht gemeint. Es thut mir Leid, wenn Sie Sorgen haben, und so viel ich kann, will ich Ihnen helfen. Wo kommen Sie denn her, alter Junge?“ Er fühlte zum ersten Mal etwas wie Interesse für diesen Träumer im Strome des Lebens.

„Ich kam vor sieben Jahren aus Chicago. Ach, Horst, da waren andere Zeiten. Ich schrieb für den Wochenrecord, und der Editor sagte oft, ohne mich könne er nicht fertig werden. Erinnern Sie sich, daß vor zehn Jahren ein Artikel durch die Presse ging, der bewies, daß Englands Schuld größer war, als das ganze geprägte Geld in der Welt?“

„Ich erinnere mich dunkel.“  
„Sagen Sie? Der war von mir. Und jetzt habe ich wieder einen Artikel, der solche Sensation erregen wird. Er schließt Millionen, 500 —“  
„Das genügt. Ich kann ihn nicht brauchen.“  
„Nun ja, Sie drucken bloß Sachen für Leute, die nicht denken. Aber bald bringe ich Ihnen einen Artikel, den Sie sicher nehmen werden.“  
„Um wie viel Millionen wird sich's handeln?“  
„Nicht um einen rothen Cent.“  
„Ah, das interessirt mich.“  
„Sie werden nicht nur interessirt, sondern paff sein.“  
„Wann schreiben Sie ihn?“  
„Ich weiß noch nicht, aber Sie werden erkaunt sein, was für Sensation ich machen kann, und in allen Zeitungsufficiis wird man darüber reden, und die ganze Stadt wird begierig sein, mehr von dem Schreiber zu hören.“

„Schön, bringen Sie ihn nur her.“  
„Nein, ich werde ihn weder bringen noch senden.“  
„Wie soll ich ihn denn dann bekommen?“  
„Wenn Sie mir einen Dollar geben, werde ich Vorkehrungen treffen, daß Sie ihn erhalten.“  
„Gut. Hier ist Ihr Geld.“

Der alte Fred nahm den Dollar und ging fort. Einer der Redacteure sagte: „Ich wußte nicht, daß Sie je im Voraus zahlten, Mr. Horst.“  
„Der arme Teufel!“ antwortete der City Editor. „Er brauchte den Dollar. Ich glaube auch nicht, daß er in seinem Leben noch viele brauchen wird.“

„Ich wette, er wird nie ein Item liefern, bis er todt ist,“ sagte ein Reporter.  
Hierauf war einige Zeit vergangen, und der alte Fred nicht wieder aufgetaucht. Eines Abends, gerade als Jemand seiner erwähnt hatte, kam eine Telephonbotschaft, daß der alte Mann todt sei. Nach einer Stunde brachte ein Reporter Horst einen versiegelten Brief und sagte: „Diesen an Sie adressirten Brief fand man auf des „alten Fred“ Tisch. Die Polizei ist sich nicht klar, ob Fred eines natürlichen Todes starb oder Selbstmord beging. Der Brief wird wohl Aufschluß geben.“

Horst öffnete ihn und las Folgendes:  
„Mein Sensationsartikel.  
Hier ist der versprochene Sensationsartikel. Ich werde mein Zimmer nicht mehr lebend verlassen und beende ihn in Eile, um mein Versprechen zu erfüllen. Wie ich schon sagte, schrieb ich in Chicago für den „Wochenrecord.“ Eines Tages machte ich in der Office die Bekanntschaft eines Mannes, der gerade seine Anstalten über eine wichtige finanzielle Transaktion bargelegt hatte. Der Mann gefiel mir, und ich lud ihn in mein Haus ein. Er kam, und kam öfters. Meine Frau war hübsch und viel jünger als ich. Der Mann gefiel ihr sehr.

Jetzt vermuthen Sie schon etwas, nicht wahr? Sie werden es gewiß, wenn Sie nicht so einfältig sind, wie ich war. Der Mann sprach jedenfalls Anders mit meiner Frau als Finanzsachen — wie ich — und eines Tages, wie ich heim kam, war meine Frau mit dem Glenden durchgegangen. Ich war zu arm, ihnen zu folgen. Nach einiger Zeit hörte ich, sie seien in Europa. Wieder nach längerer Zeit erfuhr ich, meine Frau sei todt und der Mann wohne in St. Louis, sei reich und daher angesehen. Ich kam nach St. Louis, fast als ein „Tramp.“ — Der Mann war mit anderen Kapitalisten nach Südamerika gegangen. Ich wartete auf ihn, denn ich wollte und mußte ihn eines Tages treffen und tödten. Später hörte ich, „er“ sei in New York. Wieder als halber Tramp kam ich nach New York. Auch hier ging es mir schlecht, aber ich fand meinen Mann. Ich hatte eine schwere eiserne Zange bei mir, mit der wollte ich ihn tödt schlagen. Warum? Er hatte meiner Frau zum Geburtstag einen emaillirten Gürtel geschenkt. Ein Glied hatte sich verbogen und er brachte es mit der Zange in Ordnung. Sie hielt den Gürtel, die Zange glitt ab und verlegte sie leicht. Sie lächelte dabei so süß, — von da an wußte ich, sie liebte ihn. Eines Nachts, als ich einen Artikel bringen wollte, sah ich meinen Mann. Ich folgte ihm. Er ging durch eine einsame Straße nach einer abseits gelegenen Wirthschaft. Ich wartete draußen. Als er herauskam, sah mir näherte, redete ich ihn an.

„Wer sind Sie?“ fragte er.  
„Mein Name ist Horst und Zange,“ erwiderte ich.  
„Ich kenne Niemand mit solchem Namen.“

„Nimm dies von Fred Byron,“ sprach ich, und schlug ihn nieder. Die Zange wußte ich an seinem Bart ab. Dann ging ich in meine elende Wohnung. Am Morgen darauf gab's eine große Sensation! Ein reicher Mann, der reiche Johnson, war ermordet, und es war kein Raubmord, denn nichts von seinen Werthschachen fehlte. Als ich Ihnen diese Nacht meinen Finanzartikel brachte, wollten Sie ihn nicht nehmen, sprachen von Johnson-Mord und sagten mir, ich solle den Mörder entdecken! Ich war es, der Johnson tödtete! Sie finden die Zange in meinem Bett, und wenn Sie die Wahrheit meiner Angaben bezweifeln, so telegraphiren Sie an R. Brush, 32 Wall Str., Chicago, und fragen Sie, was er von mir weiß. Er wird kaum argwöhnen, daß ich Johnson's Mörder bin, aber glauben, was ich hier geschrieben.

Ich habe mein Versprechen gehalten — habe Ihnen einen Artikel geliefert, der Sensation erregen wird. Und nun — adieu.“

Die Zange ward im Bette gefunden. Auf eine Depesche antwortete R. Brush in Chicago, er kenne die Einzelheiten des Familienunglücks des alten Fred und dieser habe unzweifelhaft den Johnson-Mord begangen. Des alten Fred Sensationsartikel war sein letzter und einziger!

Sufas von Wein als ein Antiermittel für die Ferde.

Unsere Landwirthe werden wahrscheinlich bei dem bloßen Gedanken schaudern, daß man Pferden Wein zu trinken geben solle, aber das Verfahren wird nicht nur alles Crimines in Frankreich leitet, wo eine sehr gute Weinerte bevorzugt, vorgeschlagen, sondern es ist auch schon vor längerer Zeit versucht worden. Nach den überreichlichen Ernten von 1874 und 1875 war der Preis des Weines tief gesunken, und damals kam zuerst der Vorschlag im Departement des Aern auf den Gedanken, einen Theil des Forderbüters durch Wein von geringerer Güte zu ersetzen. Im Journal für praktische Landwirtschaft vom August 1875 findet sich dann folgende genauere Anweisung: Die Erzeugung des gewöhnlichen Forderbüters durch Wein darf nicht plötzlich vorgenommen werden. Erst alle Pferde haben zunächst einen Antheil von dem Wein. Man muß daher das erste Mal die Hälfte des für die bestimmten Haffers in Wein aufzuweichen und ihn, wenn die Körner gewollten sind, zu unter in die Krippe legen, und mit der trocknen Hälfte bedecken. Man verneht dann allmählich die Menge des mit Wein getränkten Haffers, und schon nach wenigen Tagen hat sich das Pferd daran gewöhnt. Auf diesem Wege kann die Menge des Haffers fortgesetzt verringert, die des Weines verneht werden, manche Pferde kommen dazu, den Wein fast rein zu saufen. Durch den Weingenuß wird die Leistungsfähigkeit der Ferde nicht nur nicht vermindert, sondern sogar gesteigert. Für jedes Milogramm Haffer, das man ihnen entzieht, muß ein Liter Wein zugefügt werden. Nebenfalls wird doch eine gewisse Voricht beobachtet werden müssen: erstens darf der Alkoholgehalt des Weines nicht zu hoch sein und man haben auch manche Pferde einen Widerwillen gegen Wein. Im Allgemeinen haben die Erfahrungen von 1875 recht günstige Ergebnisse gebracht, indem in den meisten Fällen bei Pferden, Maulfeulen u. s. w. die Hälfte des Haffers durch Wein von geringer Güte ersetzt werden konnte, was damals eine nicht unerhebliche Erparnis bedeutete; auch können Gerste, Saubohnen und andere Getreidearten durch einen Antheil von Wein als Antiermittel für Pferde verwendbar gemacht werden. Der Pferdebesitzer, der das Vortheile nicht recht glaubt, kann einmal mit einigen Pfaffen „Prima Vollenwein“ einen Versuch machen, doch dürfte es sich empfehlen, daß er die Fütterung bezu. Tränkung persönlich überwacht.

Wenn Rittstener sein Senkeramt in Südafrika weiter so treibt, hat der spanische Wähler ein Recht, sich beleidigt zu fühlen, wenn er noch ferner mit ihm verglichen wird.